



Ein Drama der leisen Töne

Der Film *Still Alice* thematisiert Alzheimer auf eigene Weise

Gabriele Kreutzner

Richard Glatzer und Wash Westmoreland porträtieren in ihrem Film *Still Alice* eine Linguistik-Professorin, die im Alter von 50 Jahren an Alzheimer erkrankt. „Mein Leben ohne gestern“ lautet der Untertitel des Films, doch insgesamt geht es um mehr als den Einschnitt durch die medizinische Diagnose, meint unsere Rezensentin Gabriele Kreutzner.

Für das breite Kinopublikum ist *Still Alice* in erster Linie ein Film, in dem die hierfür mit einem Oscar ausgezeichnete Julianne Moore in der Rolle einer Frau glänzt, die mit einer Alzheimer-Diagnose konfrontiert wird. Mit dieser verdienten Würdigung ist große öffentliche Aufmerksamkeit für eine kleine Independent-Produktion verbunden (mit einem für Hollywood-Verhältnisse fast lächerlich anmutenden Budget von 5 Millionen US-Dollar), was die Frage nach dem Film als Beitrag zur öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Thema Demenz beziehungsweise Alzheimer aufwirft. Diese lässt sich ohne Berücksichtigung

des komplexen Verhältnisses zwischen Fiktion und Wirklichkeit nicht beantworten und setzt voraus, dass die Besonderheiten ästhetischer Produkte in angemessener Weise in Rechnung gestellt werden.

Eine erfolgreiche Familie

Still Alice handelt von der erfolgreichen, intelligenten und attraktiven Sprachwissenschaftlerin Alice Howland, die an einer der renommiertesten Universitäten des Landes einen Linguistik-Lehrstuhl innehat. John, ihr Ehemann, ist ein ebenso erfolgreicher Krebsforscher. Ein für ein Wissenschaftlerpaar besonders glücklicher Lebensumstand ist der, dass beide eine Anstellung an der Columbia Universität gefunden haben. Altersmäßig sind beide in ihren beginnenden 50ern.

Die Geschichte setzt am Abend des 50. Geburtstags von Alice ein, der im Kreis der kleinen Familie in einem New Yorker Restaurant gefeiert wird. Eingefunden haben sich Sohn Tom, der eine Medizinerkarriere ansteuert, und Tochter Anna,



Alle Fotos: ©BSMStudio



ihres Zeichens Juristin, mitsamt Ehemann Charlie, der als Rechtsanwalt tätig ist. Tochter Lydia, die Schauspielerin werden möchte, lebt in Los Angeles, wo Alice sie kurz darauf im Zuge einer Einladung zu einer Gastvorlesung besuchen wird. Während dieses Vortrags widerfährt es Alice – offenbar erstmals bewusst – dass ihr mitten im Satz ein Wort nicht einfällt. Noch dazu eines, das ihr als Sprachforscherin so geläufig sein dürfte wie einem praktizierenden Christen das Amen („Lexikon“). Ab diesem Moment schwenkt Alices kognitiver Zustand in eine steile Abwärtsbewegung ein.

Eine seltene Form der Erkrankung

Die äußeren Lebensumstände verleihen der Geschichte von Alice und ihrer Familie die erforderliche „Fallhöhe“, ohne die auch dieser in seinen dramatischen Einfärbungen eher zurückgenommene Film nicht auskommt. Mit Blick auf die Gesundheitsthematik zeichnet der Film seine Protagonistin als eine der derzeit rund 5,2 Millionen US-Amerikaner beiderlei Geschlechts, die mit einer Demenz (hier: vom Typ Alzheimer) leben.

Das dramatische Potenzial des Films hat bei genauerem Hinsehen jedoch nur sehr bedingt mit der (generellen) Diagnose Alzheimer zu tun. Als medizinischer „Fall“ zählt Alice zu den (keineswegs zu vernachlässigenden) etwa 200.000 Personen in den USA, bei denen eine früh einsetzende Form der Erkrankung vorliegt. Und innerhalb dieser vergleichsweise kleinen Gruppe ist eine Geschichte wie die von Alice Howland wiederum bei jenen 50 Prozent einzusortieren, die eine familiäre, also erblich bedingte und weitervererbare Form der Erkrankung aufweisen. Anders gesagt: Bei Alice Howland liegt eine äußerst seltene Spielart einer demenziellen Erkrankung vor. Noch dazu eine, die

zwar nicht unplausibel, aber keineswegs regelhaft erwartbar einen extrem aggressiven Verlauf nimmt.

Der so hergestellte dramatische Rahmen erweist sich mithin als sorgfältige Komposition, die vom gleichnamigen Roman der Autorin Lisa Genova geliefert wird. Das relativ junge Alter und die Lebensumstände von Alice sind auch entscheidend dafür, dass die ZuschauerInnen die filmischen Identifikationsangebote annehmen und sich in die Figur hineinversetzen können – etwa, wenn im Laufe der demenziellen Veränderungen andere Familienmitglieder in Alices Anwesenheit über sie sprechen, als sei sie nicht anwesend. Dem Film gelingt es ohne Zweifel immer wieder, uns als ZuschauerInnen zu packen und emotional für Alice einzunehmen.

Ein ästhetisches Werk – kein Aufklärungspamphlet

Darauf, wie genau wir Demenz verstehen und sehen, nimmt dies jedoch keinen Einfluss. Wer sich beispielsweise vor dem Film kaum mit dem Thema Demenz beschäftigt hat, den kann schon die filmische Exposition durchaus in Angst und Schrecken versetzen: Der Figur fällt ein einziges Mal das passende Wort nicht ein; kurz danach wird sie an einem ihr vertrauten Ort von ihrem Orientierungsvermögen komplett im Stich gelassen. Dies zieht medizinische Tests nach sich, die auf jeden als kognitiv fit geltenden Menschen beschämend wirken, und führt schließlich zur Diagnose Alzheimer.

Der Film verfolgt nicht die Absicht, gegen bestehende Vorurteile oder Ängste gegenüber Menschen mit schwer beeinträchtigten Gesundheitszuständen anzugehen. Sein Anliegen ist nicht das des Predigens, sondern jenes eines subtilen, mehrschichtigen Erzählens. So erzählt er,

gewissermaßen im Modus einer auf Kleinbuchstaben reduzierten Dramatik, unter anderem von einer menschlichen Tragödie, in deren Rahmen der exakte medizinische Befund von eher sekundärer Bedeutung ist.

Im Zentrum: Kommunikation und Kontakt

Relevant scheint vielmehr die Parallele zwischen der filmischen Geschichte und dem wirklichen Leben derer zu sein, die für den Film maßgeblich verantwortlich sind. Als *Still Alice* 2014 gedreht wurde, hatte Drehbuchautor und Ko-Regisseur Richard Glatzer die zurückliegenden drei Jahre seines Lebens mit ALS verbracht (einer unheilbaren, zum Tode führenden neurodegenerativen Muskelerkrankung; statistische Überlebensdauer: drei bis fünf Jahre). Berichten zufolge konnte er zum Zeitpunkt der Dreharbeiten sein iPad nur noch mit einem Finger bedienen; Anweisungen an die Schauspieler erteilte er mithilfe einer speziellen Software. Im März dieses Jahres, wenige Wochen nach der Oscar-Verleihung am 22. Februar, starb Glatzer im Alter von 63 Jahren.

So gegensätzlich die Krankheitsbilder Alzheimer und ALS erscheinen mögen (das eine betrifft den Körper, das andere den Geist), beeinträchtigen doch beide in den fortgeschrittenen Stadien die Fähigkeit der Person, mit ihrer Umwelt in Kontakt zu treten. Kommunikation in Form von Sprache hat Alice Howland in ihrem unbeeinträchtigten Leben fasziniert und beschäftigt. Sie bezeichnet ihre Erkrankung als etwas, das ihr alles raubt, wofür sie gearbeitet und gekämpft hat.

Alzheimer – Angstgegner der Wissenselite

Wie die Mehrheit ihrer Familie glaubt Alice vor allem anderen an (insbesondere



kognitive) Leistung und den naturwissenschaftlich-technischen Fortschritt. Das unbedingte Vertrauen der Figuren in die (strikt positivistisch ausgerichtete) Naturwissenschaft und Technik äußert sich auch darin, dass Anna und Charlie eine künstliche Befruchtung anstreben und nach Alices Diagnose und der Feststellung von Annas Alzheimer-Disposition mittels weiterer medizinischer Tests sicherstellen, dass ihr Nachwuchs keine erbliche Alzheimer-Belastung aufweist. Im Kontext eines solchen Weltbildes stellt sich eine Alzheimer-Demenz als eine alles infrage stellende Kränkung dar. Folgerichtig meint Alice in einer Szene, sie wäre mit einer Krebsdiagnose weit besser zurechtgekommen; als Krebspatient könne man auf die Solidarität der Mitmenschen zählen, statt eine menschliche Peinlichkeit darzustellen.

Die Darstellungspolitik des Films lässt darauf schließen, dass Glatzer und Washmoreland die Werte und Denkweisen der Figuren nicht ohne Weiteres teilen. Der Film zeichnet die Alzheimer-Erkrankung seiner Protagonistin als einen schweren Schicksalsschlag, aber eben nicht als jene große Zunichtemachung, die sie für die

Vertreter der Wissensgesellschaft im Film darstellt. Selbst in ihren größten Nöten – so etwa, als sie im eigenen Haus die Orientierung verliert und auf der Suche nach der Toilette einnässt – zeichnet der Film Alice in keiner Weise als jene menschliche Peinlichkeit, zu der sie in ihren eigenen Augen, in ihrem noch weitgehend funktionstüchtigen Denken, mutiert.

Kognition ist nicht alles

Bezeichnend für die filmische Perspektive ist auch die Annäherung, die sich mit Alices demenziellen Veränderungen zwischen Lydia und ihr einstellt. In der dem kognitiven Leistungsvermögen verschriebenen Howland-Familie nimmt Lydia die Rolle eines schwarzen Schafes ein. Sie strebt keine Existenz als Kopfarbeiterin an. Indem sie sich gegen eine College-Ausbildung entscheidet, schlägt Lydia auch den deutlich einfacheren Weg aus, einen akademischen Abschluss als aussichtsreiches Sprungbrett in die Schauspielerei zu nutzen.

Lydia ist aber auch die Einzige in der Familie, die während des Jahres vor der Diagnosestellung kleine Auffälligkeiten und Veränderungen an ihrer Mutter bemerkt hat – etwa bei ihren Gesprächen via Skype und ihren wenigen Besuchen in New York. Von den drei Howland-Kindern ist sie diejenige, die sich nicht auf eine mögliche ererbte Alzheimer-Disposition testen lässt. Und schließlich ist Lydia in den Worten ihres Vaters John „der bessere Mann“ („a better man than I am“): Angesichts der rapide verlaufenden Verschlechterung des Zustands ihrer Mutter kehrt sie schließlich an die Ostküste zurück, um in der Nähe ihrer Mutter zu sein, während Vater John ein Stellenangebot im Mittleren Westen als willkommene Möglichkeit

nutzt, um der täglichen Konfrontation mit dem Zustand von Alice zu entfliehen.

Mehrdeutigkeit auch am Ende

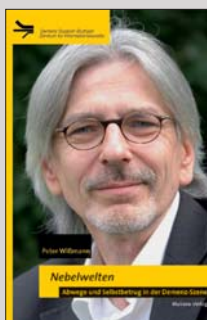
Der Film urteilt nicht über seine Figuren. Aber er deutet an, dass seine Perspektive auf Schicksalsschläge wie Alzheimer, AIDS oder ALS und auch auf das menschliche Leben insgesamt eine andere ist. An seinem Ende liest Lydia Alice eine Passage aus dem preisgekrönten Theaterstück *Angels in America* von Tony Kushner (Untertitel: A Gay Fantasia on National Themes) vor. Dies ist das grandiose Epos eines öffentlichen Intellektuellen, der gesellschaftskritisch Stellung bezieht gegenüber dem Amerika der 1980er Jahre mit seinem florierenden Neo-Konservatismus unter Präsident Ronald Reagan und den zeitgleichen Erschütterungen insbesondere der gay community durch HIV/AIDS.

Im Film probt Lydia für eine Neuaufführung des Stückes. Sie liest ihrer Mutter eine Passage vor, die eine Art von philosophischer Version der Gesetze der Thermodynamik darstellt – zugespitzt formuliert: „Nichts geht verloren“. Ihre Frage an Alice, wovon der Text handle, beantwortet diese mit einem Wort: „Liebe“.

Ein offener Schluss. Mich ließ er an Alices vorgreifende Ablehnung ihres demenziell veränderten Selbst denken und ihre (vergeblichen) Vorkehrungen, diesem die weitere Existenz zu verwehren. Nein, nichts geht verloren. Und Annehmen, Liebe, ist die wohl einzige Antwort, die Sinn macht. ■

Gabriele Kreutzner

ist promovierte Kultur- und Medienwissenschaftlerin und seit vielen Jahren im Feld Demenz unterwegs.
g.kreutzner@demenz-support.de



Peter Wißmann

Nebelwelten

Abwege und Selbstbetrug in der Demenz-Szene

16,90 EUR, 150 Seiten
ISBN 978-3-86321-235-3

Dass das Thema Demenz ein Selbstläufer geworden ist, hat zu krassen Fehlentwicklungen geführt: Ziele werden nur vage definiert, Interventionen erfolgen wirr und wenig durchdacht. So kann es nicht weitergehen, sagt Peter Wißmann. In seiner Streitschrift hält er der „Demenz-Szene“ den Spiegel vor.

Peter Wißmann ist Geschäftsführer und wissenschaftlicher Leiter der Demenz Support Stuttgart gGmbH, Buchautor und gemeinsam mit dem Gerontologen Michael Ganß Herausgeber von „demenz.DAS MAGAZIN“.

